

Der IBA-Block 2 in Berlin-Kreuzberg, ein Architektinnenprojekt

„Aber eigentlich war alles ganz anders“

Im Rahmen der Abschlußprojekte der Internationalen Bauausstellung wollte „man“ 1985/86 einen schon längst bestehenden Ost-West-Kontakt mit russischen und polnischen Architekten durch ein konkretes Projekt in Berlin „krönen“.

Ebenso fühlte sich der Senat von Berlin durch einige vergangene Veranstaltungen und vorliegende theoretische Arbeiten von Architektinnen langsam verpflichtet, ein sogenanntes „Frauenprojekt“ zu unterstützen. Es wurde beim Senat und der IBA diskutiert, befürwortet, versprochen und verschoben; denn so viele städtische Grundstücke standen nicht mehr zur Verfügung.

So wurden 1985 mehrere polnische Architekten zu einem seminarartigen Wettbewerb eingeladen. Alles Männer, obwohl eine große Zahl polnischer Architektinnen bekannt war. Das Ergebnis: eine Auswahl von zwei Architektengruppen, die so stellvertretend für den polnischen Architektenverband SARP in Berlin planen sollten. Es gab zu der Zeit noch keine „freien-selbständigen“ Architekten in Polen. Die eingeladenen russischen Architekten mußten leider (wohl aus politischen Gründen) absagen. Es entstand die Idee, den sog. IBA-Block 2 – zwischen der Stresemannstraße, Dessauer- und Bernburger Straße (im askanischen Quartier) – unter dem schon diskutierten Thema „Emanzipatorisches Wohnen“ von bestimmten internationalen Architektinnen und den beiden polnischen Architektengruppen gemeinsam planen zu lassen. Diese zwei „Randgruppen“ lud die IBA nun 1986 zu einem erneuten Planungsgespräch ein: Emanzipatorische Wohnformen – der Wohnblock für Experimente – und das im sozialen Wohnungsbau? Das vorgegebene städtebauliche Konzept (aus dem Gutachten O.M. Ungers) – sechsgeschossige Blockrandbebauung – war umstritten. Ja, der gesamte Block 2 in der südlichen Friedrichstadt galt als „belastetes Fragment“.

Die unterschiedlichsten Architektinnen, die man sich nur denken kann, wurden für dieses Projekt ausgewählt: Zaha M. Hadid, Bagdad/London, Myra Warhaftig, Tel Aviv/Berlin, Christine Jachmann, Berlin, und später die Landschaftsarchitektin Hannelore Kossel, Berlin. In einem Vorgespräch bat mich Prof. Kleihues (der damalige IBA-Direktor für den Neubaubereich), zusätzlich zu meinem Planungsanteil die Koordination für den gesamten Block zu übernehmen. Eine nicht sehr dankbare Angelegenheit!

Bei diesem internationalen Planungsseminar erwartete man nun von jeder Teilnehmerin/jedem Teilnehmer Gedanken zum gesamten Straßenblock als Beitrag zu einem gemeinsam getragenen städtebaulichen Planungskonzept. Die unterschiedlichsten Varianten wurden heiß diskutiert, und wir glaubten es selbst kaum: Wir einigten uns auf ein Konzept, eine 3-geschossige „Hof-Block-Struktur“ mit einem betonten 7-geschossigen Eckhaus (kein Hochhaus) an der Stresemannstraße.

Der Ansatz der 3-geschossigen umlaufenden Stadtkante bezog sich auf die Aufnah-

me der Gebäudehöhe der angrenzenden St. Lucas Kirche. Der Glockenturm sollte (s)eine Antwort in dem höheren Eckgebäude finden ... Ich plädierte zwar aus städtebaulichen Gründen für eine Viergeschossigkeit nach der „Übergangsfuge“ an der Kirche, aber das Grundstück war mit dieser Gebäudekonfiguration baurechtlich schon maximal ausgenutzt: 9 m Haustiefe, bei 3 Geschossen, 18 m Abstandsfäche im Hofbereich. Die Garagen an der Ostseite und die dezentralen Tiefgaragen sollten über die blockinterne Erschließungsstraße (Feuerwehr, Müllabfuhr) erreichbar sein.

So entstanden 3 ruhige Höfe mit jeweils einer Lärmseite. Diese überwiegend ost-westlich ausgerichtete Blockstruktur enthält zweigeschossige torartige Öffnungen in Nord-Süd-Richtung für eine interne Fußgängererschließung der drei verschiedenen Freiflächenangebote. Über 100 Wohnungen sollten entstehen, Läden und Gewerbeflächen an der Stresemannstraße sowie ein typischer Eckladen an der Bernburger Ecke Dessauer Straße. Die Baukörperstruktur wurde in „6 Lose“ aufgeteilt. Das „6. Los“ ist das kleine Verbindungsgebäude neben der Kirche, das 1987 dem amerikanischen, aus Berlin gebürtigen Architekten Peter Blake, Washington, versprochen wurde.

Die Vorplanung für die „Lose 4 + 5“ konzipierten die polnischen Architekten. Es gab Spannungen zwischen diesen beiden Architektengruppen, die vorher nie zusammen gearbeitet hatten und nun gemeinsam ein Gebäude planen sollten. Die Grundrisse mußten konstruktiv und inhaltlich immer wieder überarbeitet werden. Der Vorentwurf befaßte sich eigentlich nicht mit unserem Thema, sondern war sehr stark auf Graphik ausgerichtet; so wurde er von keiner Institution akzeptiert. Die Projektgenieure stöhnten, bei manchen Planungsgesprächen herrschte „dicke Luft“, und ich mußte diplomatisch ausgleichen. Nicht die Architekten, sondern die „Wadeco“ als staatliches polnisches Büro wurde Vertragspartner für die Vorentwurfsplanung. Die weitere Planung sollte ich (vertraglich) übernehmen. Wieder eine undankbare Aufgabe.

„Los 3“ am Mittelhof fiel in meinen Planungsbereich; „Los 2“ erhielt Myra Warhaftig und „Los 1“ war von vornherein schon von Zaha M. Hadid „bestellt“. Es bedurfte sehr viel „diplomatischen“ Geschicks für die Einigung des städtebaulichen und architektonischen „Überganges von Los 1 und Los 2“. So recht befriedigend konnte dieses nicht gelöst werden.

Während der Planungsphase tauchten Gerüchte auf, daß dieses Projekt nicht mehr weitergeführt werden sollte. Auf diesem Grundstück sei ein Kinderspielplatz oder gar ein Park geplant, es fehlen in Kreuzberg Freiflächen, und dieses sei ein städtisches Grundstück.

Die Architekten hatten aber schon den Bauantrag vorbereitet. Das Bauvorhaben wurde in der Bezirksverwaltung vorgestellt und diskutiert; alle Parteien mußten zustimmen. Ein Bebauungsplanverfahren wurde angesetzt. Wiederholte Diskussionen mit der WBK-Berlin (Wohnungsbau-Kreditanstalt zur Förderung des öffentlichen Wohnungsbaues) wegen der „ungewöhnlichen“ Grundrisse. – Unterstützung durch den Bausenator, Unterzeichnung, Einigung!

Die DeGeWo als städtische gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft hatte vom Senat Berlin die Aufgabe des stellvertretenden Bauherrn zur Baubetreuung erhalten.

Die Grundstücksteilungen, Anträge und Verträge, die der spätere Bauherr nach einem geplanten Bauherrnwettbewerb übernehmen sollte, wurden von der DeGeWo vorbereitet.

1989 – politischer Wechsel in Berlin; es wurde erkannt, daß Wohnungen benötigt werden! Änderung des städtebaulichen Konzeptes. Die 3-geschossige Bebauungsstruktur wurde nun doch in eine 4-geschossige umgeplant. So können 130 Wohnungen entstehen. Modellüberprüfung, bezogen auf überschneidende Abstandsflächen und eventuelle Verschattung der Erdgeschoßwohnungen, neuer Bauantrag, neue Verträge. Senatorenentscheidung: kein Bauherrenwettbewerb, er würde zuviel Zeit kosten! Die DeGeWo übernimmt die Bauträgerschaft: „Nun aber Tempo, wir brauchen Wohnungen!“

Selbst die Statiker merkten, daß es Ernst wurde; denn insgeheim hatten sie gehofft, das Projekt (speziell Los 1 – das verdrehte Eckhaus) würde nicht gebaut. Der konstruktive Aufwand war hier enorm, und ein Ingenieurbüro hatte schon aufgegeben.

1990 – erste Pressemeldungen: „Frauen und Kinder sollen bei DeGeWo-Projekt bevorzugt werden...“. Baubeginn 1991.

Planung und Ausführung differieren – zur Zeit wird nur von den zu hohen Baukosten geredet und daß eingespart werden muß. So wird gestrichen, wo man nur kann. Bei der Gründung tauchten „unvorhergesehene“ Probleme auf, und nun wird das Geld in die Erde „gepumpt“. Kosteneinsparungen – mit welchen Folgen wird sich herausstellen. So kann man sich fragen: Will man eine Architektur, die Problemen begegnet, oder eine Architektur, die nicht mehr ist als ein Stück Immobilie mit gewinnbringendem Ertrag? Auch hier ein Beispiel für das Thema: Der soziale Wohnungsbau ist Bauen unter erschwerten Bedingungen, im Kampf mit Behörden, Förderungsrichtlinien, Normen, Statikern und Handwerkern für nicht mehr Geld.

Die im Laufe der Geschichte sich immer wieder verändernde Einstellung der Menschen zu ihren Wohnungen, ihrer Wohnumwelt und ihren Städten zeigt doch, daß die Entwicklung nicht nur durch politische und ökonomische Bedingungen bestimmt werden kann, sondern eben auch durch Bedürfnisse, die Wünsche und Träume der Menschen. Es sind neue, andere Wohnbedürfnisse, Familienstrukturen entstanden.

Die Sehnsucht nach einer Umwelt, die dem urbanen Lebensgefühl entspricht, verleiht der Stadt, der Innenstadt, immer wieder Attraktivität. Wenn wir das Gebilde Stadt als Verbindungsstück von Zeiträumen verstehen und erkennen, daß die Gestaltung der Umwelt ein gesellschaftliches Problem ist, dessen Bewältigung auch mit Veränderungen gesellschaftlicher Beziehungen verbunden ist, können wir Wünschen und Träumen nach anderen Lebensformen zu konkreten Vorstellungen verhelfen. Auch im sozialen Wohnungsbau.



1 IBA-Block 2, Dessauer/Ecke Bernburger Straße: Perspektive s/w

„Emanzipatorisches Wohnen“ im öffentlich geförderten Wohnungsbau

Als Aspekte und Kriterien meines Themenansatzes möchte ich anführen:

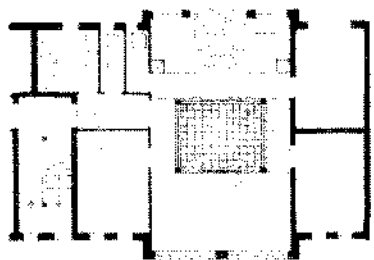
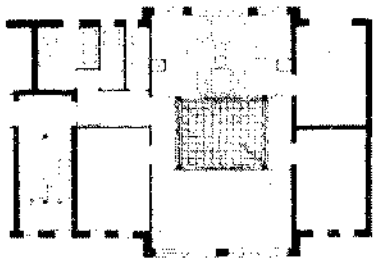
Gleichstellung

- Beachtung komplexer Systemzusammenhänge,
- strukturelle Änderungen der Funktion/Funktionsaustausch,
- veränderte Familienstrukturen sowie die Position der Frau,
- Erweiterung des Handlungsspielraumes von Kindern und Erwachsenen gleichermaßen,
- Selbstbestimmung – Selbstorganisation in einem Gesamtraumen,
- Entscheidungsmöglichkeiten – Wahrnehmen ist gleichzeitig auch Handeln,
- der persönliche Entscheidungsfreiraum,
- ein wesentlicher Faktor ist die Kommunikation; wobei ich meine Arbeit so verstehe, daß ich vorgetragene Ansichten, Forderungen und Bestimmungen anhöre und aufnehme, die Umsetzung in ein Gesamtkonzept aber in meinen Aufgaben- und Verantwortungsbereich fällt.
- „Emanzipatorisches Wohnen“ – ungebundenes Wohnen, vorurteilsfreie Bewertung von Mensch – Raum sowie Funktionen und Nutzung.

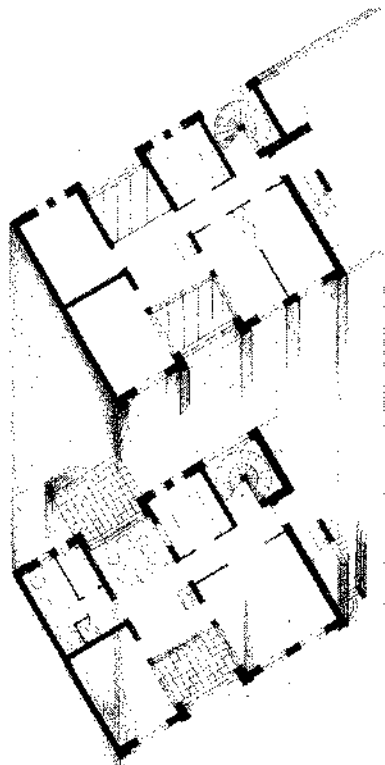
Mein konzeptioneller Ausgangspunkt zu diesem verschieden interpretierbaren Thema ist der Grundgedanke, die Rahmenbedingungen des öffentlich geförderten Wohnungsbaues einmal „anders“ zu interpretieren, denn Lebensformen und Lebensbedingungen haben sich geändert. Die Nutzungsbedürfnisse der Menschen, die ja auch Inhalt der Architektur sind, sind nicht konstant. Die Bedürfnisse der Menschen ändern sich – und nicht nur in sozialen, gesellschaftlichen Bereichen, sondern auch in der psychischen und ästhetischen Ebene.

Alles könnte immer auch ganz anders sein!

Die einfache Erkenntnis, daß Tatsachen nicht mehr als Annahmen sind, kämpft mit einem humanistischen Gedankengut, das auf Schaffung von Fakten beruht. Eine mögliche Folgerung: Infragestellung.



2 IBA-Block 2, Los 3 (Christine Jachmann): „Offenes Wohnen“ mit Atrium im Dachgeschoß



3 IBA-Block 2, Los 3 (Christine Jachmann): Maisonette-Wohnungstyp „A“, mit Wintergarten über 2 Geschosse sowie Mietergarten zum Innenhof

Die von der WBK (Wohnungsbau-Kreditanstalt) vorgeschriebenen Wohnungstypen, Wohnungsgrößen, ja sogar Zimmergrößen lassen keinen sehr großen Spielraum für „anderes“ Wohnen oder „alternatives Wohnen und Leben“ zu. Die Ausstattung der Küchen und Bäder ist in Mindest- und Maximal-Werten und -Größen vorgeschrieben und auf den „Normalverbraucher“ zugeschnitten. Auch der Benutzerkreis ist auf etablierte Wohnformen eingegrenzt. Diese geförderten Wohnungen können immer nur von „Familien-Lebensformen“, also nicht in freien Lebens- und Wohngemeinschaften, genutzt werden. Die Anzahl der Familienmitglieder bestimmt die Wohnungsgröße; je einer Person wird ein Wohnraum zugestanden. Bei Ausnahmen für einen zusätzlichen Raum muß ein Mieterdarlehen in Höhe von 10000,- bis 12000,- DM gezahlt werden. – Einer meiner Konzeptionsansätze ist: gleichgroße Räume in den Wohnungen anzubieten, so daß die Mieter entscheiden können, wie die Wohnung genutzt wird – auch verändert genutzt wird zu späteren Zeiträumen. Selbstorganisa-

tion ist ein wesentlicher Faktor in der Funktionsweise biologischer Systeme und deren Entwicklung. Architektur sollte nicht nur als Endprodukt eines Entwurfs- und Bauprozesses verstanden werden, die Benutzung bringt eine Prozessualität hinzu. So meine ich, es wäre eine immer wieder neu zu vermittelnde Aufgabe, menschlichen Bedürfnissen „Raum“ zu schaffen, der ihnen erlaubt, sich zu entfalten.

Folgende Maßnahmen könnten einfach Lebensqualität – Alltagsqualität – ohne Luxus, nur einfach schöne Räume, unterschiedlich zu nutzende Räume schaffen!

- Soweit möglich, gleich große Räume in den Wohnungen anbieten, so daß die Bewohner entscheiden können, wie und von wem die einzelnen Räume genutzt werden;
- Nutzungsaustausch (Funktionsaustausch) von Arbeiten, Essen, Spielen, Wohnen, Schlafen, d.h. möglicher Austausch von Wohn-, Eß-, Schlaf- und Kinderzimmer;
- Nutzungs- und Funktionsverbindungen oder -trennungen von Kochen, Essen, Spielen, Arbeiten, Wohnen, je nach individuellen Wünschen, d.h. offenes Wohnen mit der Möglichkeit der räumlichen Trennung – z.B. Wohnküche oder Eßplatz im Wintergarten;
- Licht und natürliche Belüftung für alle Räume, auch für Nebenräume. Darum Entscheidung für eine maximale Haustiefe von 9,00 m. Dabei wird auch „das Licht von oben“ im Dachgeschoß verwertet. Das Atrium im Dachgeschoß als Lichtinsel und Dachgarten. Helligkeit der Wohnungen durch „Querbelichtung“, d.h. „Durchwohnprinzip“ im Wohn- und Lebensbereich;
- ein zusätzlicher Hausarbeitsraum in der Nähe der Küche oder des Badezimmers.
- Das „Grüne Zimmer“ beinhaltet das Konzept der räumlichen Gleichstellung der privaten Freiflächen zu den anderen Räumen;
- zimmergroße Terrassen oder Loggien; ein oder zweigeschossige Wintergärten mit Galerie oder ein Atrium im Dachgeschoß werden in Varianten angeboten.
- Maisonette-Wohnungen mit Mietergarten erfüllen vielleicht den „Traum vom Haus im Grünen“.
- „Sonderwohnungen“ für Wohngemeinschaften und Rollstuhlbenutzer.
- Große Wohneinheiten, an zwei Treppenhäuser angeschlossen, können unterteilt werden.

Bei einer Vielzahl von typologischen oder morphologischen Wohnungsvarianten soll den späteren Bewohnern eine größere Möglichkeit zur individuellen Wohnungsnutzung angeboten werden.

Eine helle und übersichtliche Tiefgarage mit Alarmanlage und teilweise mit Spiegelwänden soll helfen, weniger Gefahrenstellen entstehen zu lassen und etwas mehr Sicherheit für Frauen zu bieten.

Der Wohnungsbau sollte aus wirtschaftlichen Aspekten als Mauerwerksbau in Schottenbauweise konzipiert werden. Die Fassade der Blockaußenseite (Straßenseite) ist in Sichtmauerwerk und die Hofinnenseite als Edelputzfassade vorgesehen. Das Material der Außenhaut und das Gebäudeprofil sollen die unterschiedlichen Konzepte zu einer städtebaulichen Blockfiguration im viergeschossigen Bereich vereinen.

Mein Konzept von Los 3 zeigt, daß das konstruktive Gerippe ablesbar sein soll. Eine Struktur von VM-Ziegel und Putz ergibt ein „rhythmisches Raster“, das als Basis für Wandöffnungen geplant ist. Darin wird durch unterschiedliche Fenstergrößen und -formen das Gesicht der Fassade gestaltet (das Fenster im Fenster, Glasstrukturen); ein Spiel zwischen Wandfläche und Öffnung. Die unterschiedlichen Wohnungstypen sind an der Fassade ablesbar.

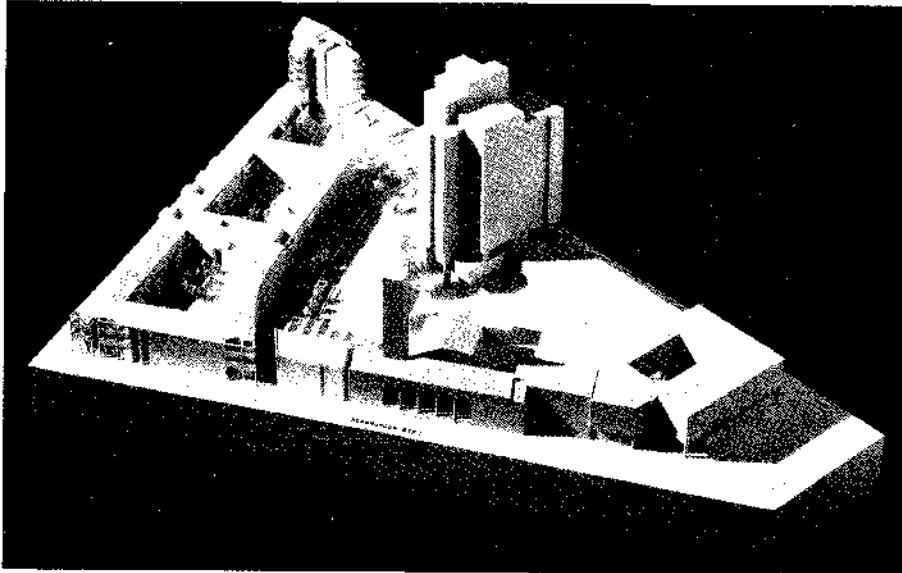
Das Konzept sieht vor, daß nach dem Maßnahmenkatalog „Ökologisches Bauen“ geplant und gebaut wird: Holzfeindach als Warmdach (Dachraum-Raumhöhe bei Los 3), Gasheizung/Niedertemperatursystem, wassersparende Installation und WC-Anlagen, Verwendung von schadstoffarmen Produkten, Linoleum statt PVC, Holzfenster, Vormauerschalen monolithisch mit Schalenfuge, mineralische Putze mit hohem Kalkanteil.

Es könnte die Frage gestellt werden: „Ist dieses Wohnquartier noch ein Stadtquartier?“ – Warum eigentlich nicht? Ein fragmentarischer und belasteter Straßenblock, der nun mit einem in sich thematisierten Wohnquartier geschlossen wird.

Das Schicksal eines Gebäudes liegt im Gebrauch, nicht nur im Entwurf. Ein Wohnblock – geplant 1986/1989 nahe der Mauer am Rande von West-Berlin, Baubeginn 1991 – Fertigstellung 1992/93 – wird nun zu einer städtischen Wohnanlage im Zentrum von Berlin.

Abbildungsnachweis:

Alle Abbildungen: Architekturbüro Christine Jachmann, Berlin



4 IBA-Block 2, Modell der Gesamtanlage